

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 203 Bromberg, 10. September 1939

Herz, schweig still . . .

Roman von Rudolf Haas.

(12. Fortsetzung.)

Ein klappriges Schnauferl macht mit der Hupe einen Höllenlärm. „Hottaho!" schreien die Bauern neben ihren Holzfuhren, die Hufeisen klirren, die Räder ächzen; in einem Gitterwagen quiekt ein Schwein, das zum Schlachthof geführt wird, gemächlich trotten zwei fette Mastochsen vor ihrem Bierwagen. Radfahrer strampeln sich ab; unterm Halbverdeck seines gelben Kutschwagens läßt sich der umfängliche Lodenwalker Rosenzopf vom kupfernasigen Spiridion zum Dämmerschoppen fahren; ein Lautsprecher fragt ihn: „Können Sie chinesisch küssen?" Er saugt an seiner Stummelpfeife und schweigt verächtlich. Im Rahmen eines Rundbogenfensters gießt eine weißhaarige Frau ihre Kakteen. Und über all dem Gewimmel und biedermeierlichen Behagen ragt auch im 20. Jahrhundert der mächtige Pfarrturm in immer gleicher Ruhe zum immer gleichen Himmel empor. Mehrmals haben ihn Erdbeben in Trümmer geworfen, Brände vernichtet, nur sein Untergeschoß aus dem 12. Jahrhundert blieb erhalten und trägt den stolzen Bau in seiner heutigen Form.

Wie ein Gleichnis und Merkbild ist das. Die Jugend, die heute etwas ganz Neues zu schaffen sich rühmt, kann noch immer nur auf den unzerstörbaren Grundlagen der von den Voreltern und Vätern übernommenen Kultur weiterarbeiten. Und die hohen Berge, die über die Dächer hereinschauen, die uralten, schweigenden, wissen es noch besser, aber sie wissen auch: Alles Sein ist Wellenberg und Wellental, ist Werden, Wachsen und Vergehen.

So etwa äußert sich Ludwig Wiederschwing, als er mit seiner Tochter, schon außerhalb der Stadt, zwischen Gärten und kleinen Landhäusern durch die Dämmerung heimwärts geht. Er hat seinen nachdenklichen Tag.

Die Traude spricht nicht viel. Wenn der Vater in dieser Stimmung ist, hört sie ihm gern zu und staunt immer wieder, wie er, jung im Herzen und mit empfänglichen Sinnen, alles Neue in sich aufzunehmen und zu verarbeiten sucht. Sein Herz schlägt heiß für alles, was aus dem Volke kommt, was dem Volke und der Heimat frommt und seinen Deutschen zum Heil gereichen kann. Bauer nennt er sich und ist doch ein Wissender voll kluger Lebensweisheit, der in der Enge der Kleinstadt nicht zum Spießer geworden ist, sondern sich selbst weitergebildet, aber auch seine Ideale bewahrt hat. Und jetzt will er sie also durch solche Reden zerstreuen und ihr über die trüben Abschiedsgedanken weghelfen. Er ist so gut und ihr wird warm ums Herz.

„Servus, Traude!" Hella Kindelmann, die Tochter des Oberlehrers, ein braunlockiger Kobold mit kecker Stupsnase, die ihnen entgegenkommt, kehrt macht und sie ein Stück begleitet, stimmt die Unterhaltung sofort auf einen andern Ton. Der Hella steht der Schnabel nicht einen Augenblick still, auch jetzt hat sie brühwarm eine große Neuigkeit zu erzählen. Sie ist in der gedeckten Schwimmhalle des Warmbads gewesen und nachher ein bißchen in den Wäldern herumgelaufen. Und wen hat sie dort zu Gesicht bekommen? Keinen anderen als Erminio Tonandinel. Aber er war nicht allein, sondern ging mit Blandinchen spazieren.

„Blandinchen, weißt du Traude, die Witwe. Die muß doch schon über dreißig sein. Und herrichten tut sie sich wie ein Backfisch. Und kurze Beine hat sie auch." Einmal aufgezogen, läuft Hellas flinkes und ein bißchen böses Mundwerk wie geschmiert. „Wirklich Traude, die Schäferei hättest du sehen sollen! Wie sie ihn angeschmachtet hat. Daß er sich gerade die aussuchen muß! Bei seiner Stellung und seinem Geld könnt' er doch ganz andere haben. Was meinst du dazu, Onkel Lude?"

„Ich pflege mich um die Liebschaften anderer Leute nicht zu kümmern", antwortet er abweisend.

„Nanu?" fragt sie erstaunt. „Warum so grantig? Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen oder bist du am Ende gar eifersüchtig?"

Wider Willen muß er lachen. „Was fang' ich mit Blandinchen an? Hella, du hast ein schreckliches Mundwerk und bist ein verflixtes kleines — Mistele sagt man bei uns in Kärnten."

Wetterleuchten.

Es ist Winter geworden. Schnee bedeckt die Dächer und Fluren, ein feines Silbernetz liegt über den schwarzen Wäldern, in weißer Pracht ragen die Berge zum blauen Himmel. Traude Wiederschwing steht am Fenster ihres Turmzimmers und blickt in das vertraute Land. Da ist Glanz und Sonne. Sonne ist auch in ihrem Herzen, denn sie hat wieder einmal einen Brief von Herbert erhalten. Gute Nachrichten stehen darin. Die „Segnungen des Friedens" haben Aufsehen erregt, und jetzt hat sie eine Stadt angekauft und den Künstler verpflichtet, das Werk überlebensgroß aus dem Stein herauszuhauen. Das bedeutet jahrelange Arbeit, aber auch Erfolg und Einnahmen. Vorläufig will Herbert seine Schwester Frieda zu sich nehmen, damit sie ihm die Wirtschaft führe, und in ein paar Monaten, wenn er sich eingelebt und einigermaßen sichere Grundlagen für den Haushalt geschaffen hat, wird er sich die Traude heimholen.

Das ist freilich eine frohe Botschaft, und die Traude leidet's nicht in den vier Wänden. Es treibt sie ins Freie, in den Glanz, in die Sonne, sie will die Wege wieder einmal gehen, die sie mit Herbert so oft gegangen ist, will mit ihrer Freude und ihren Zukunftsträumen allein sein.

Sie geht durch den Silberglanz der freien Weite, die Wangen sind von der herben Luft gerötet, der Schnee knirscht unter ihren festen Wanderschuhen. Aus ihren Augen lacht das Glück. Strahlend wie das Winterland liegt die Zukunft vor ihr, nur nicht so kalt und starr, sondern voll von blühendem Leben.

„Wann der Sommer vergeht und das Laub fallt vom Bam, dann kommt wohl mein Büble vom Ausland bald ham", summt sie vor sich hin. Es ist schön, unter einem Himmel voller Geigen durch den sauberen Schnee zu gehen, die Blicke und Gedanken schweifen zu lassen und in die blaue Klarheit hinauf Luftschlösser zu bauen.

Ein Mann kommt ihr entgegen. Es ist Erminio Tonandinel. Der kaum ausgetretene Pfad ist schmal, sie müssen dicht aneinander vorbei. Er grüßt nicht — er starrt sie nur an. Ein strenger, verschlossener Ausdruck ist in seinem Gesicht, der Blick der dunklen Augen läßt sie zurückschauern. Etwas Herrisches ist darin, etwas Besitzergreifendes und Zwingendes, das lähmen und wie unter Hypnose willenlos machen kann.

Nur Sekunden währt dieses Vorbeimüssen, aber die Traude dünkt es unerträglich lang. Als sie vorüber ist, beginnt sie beinahe zu laufen. Aber etwas nötigt sie alsbald, unwiderstehlich, zurückzuschauen. Er steht reglos und blickt ihr nach. Als sie den Kopf wendet, macht er eine Bewegung, als ob er sich ihr nähern wolle. Verwirrt hastet sie weiter, den Hang hinab zur Straße. Dort bleibt sie aufatmend stehen. Es ist still. Kein Mensch weit und breit. Sie ärgert sich, daß sie sich umgesehen hat und weiß doch, daß sie es wieder tun müßte, wie unter einem Zwang.

Mit gesenktem Kopf geht sie auf der Straße dahin. Die Zukunftsträume sind zerstoben, die Luftschlösser eingestürzt. Ihr ist bang zumute, und wieder glaubt sie, Scherben in der Hand zu haben. —

Einen Scherbenhaufen sieht auch Ludwig Wiederschwing vor sich. Schweigsam sitzt er beim Mittagessen, läßt mitunter die Gabel sinken und grübelt vor sich hin. Als ihm die Traude die günstige Wendung im Leben Herberts mitteilt, sagt er nur zerstreut: „Brav, brav! Nun, wir werden ja sehen!" und sie ist über seine Teilnahmslosigkeit mehr erstaunt als betrübt.

„Lude, was ist mit dir los?" forscht die Mina-Muhme. „Gewiß hat's gestern beim Stammtisch wieder recht lang gedauert! Das tut dir in deinen Jahren nicht gut, du wirst uns noch krank werden."

Mit einem Ruck steht er auf, stößt einen derben Fluch aus; dann fällt die Tür hinter ihm ins Schloß. Betreten sitzen die andern. Keiner hat mehr rechte Lust zum Essen. Das Gesinde entfernt sich. Die Mina-Muhme seufzt: „Den Lude muß was Schweres drücken. So hab' ich ihn eigentlich nur einmal gesehen, das war, als unsere selige Helga krank gelegen und keine Hoffnung mehr gewesen ist."

Ludwig Wiederschwing geht in der Kanzlei auf und ab. Er ärgert sich, daß er die Nerven verloren und sich zu solcher Heftigkeit hat hinreißen lassen, aber er hat es mit seinen Sorgen unter den Ahnungslosen einfach nicht länger ausgehalten. Und diese Sorgen sind finster und drückend. Seine Bank hat ihn verständigt, daß sie ihre sämtlichen Forderungen an ihn dem Großhändler Erminio Tonandinel übertragen habe . . .

Ludwig Wiederschwing setzt sich an den Schreibtisch, nimmt die Bücher vor und rechnet. Aber er mag es anpacken, wie er will, das Ergebnis ist stets dasselbe: Die Höhe der Schulden übersteigt beträchtlich den halben Wert des Gutes. Wenn dieses in seinem Besitz bleibt, kann er aus den Erträgnissen zur Not die Zinsen aufbringen und sich fortfretten wie bisher. Wenn jedoch alle Schulden auf einmal zurückgezahlt werden sollen, kann er den Marhof nicht halten, denn es ist bei der heutigen Wirtschaftslage ausgeschlossen, soviel Geld aufzutreiben, daß er alle Forderungen erfüllen und sich von Tonandinel frei machen kann. Dieser kann die Schuldverträge kündigen, die Forderungen eintreiben, den Marhof zwangsweise versteigern lassen und ihn erwerben. Dann wird die alte Erbhoffamilie Wiederschwing mit dem Bettelstab ins Elend gehen müssen.

Um auf andere Gedanken zu kommen, beschließt er, seinen liebsten Freund Dr. Kruſt aufzusuchen. Der hat es mit der Leber zu tun, soll das Bett hüten, Umschläge machen und Karlsbader Mühlbrunnen trinken. Was ihm eigentlich fehlt, läßt sich noch nicht feststellen, aber das untätige Herumliegen und fade Wassergeläppere behagt dem knorrigen Freiluftmenschen gar nicht. Er ist verdrießlich und reizbar.

Die Luppa legt die Vorderpfoten auf den Bettrand und begrüßt den Arzt mit Wedeln und Winseln. Er krault sie hinter den Behängen. „Ja, ja, Luppa, jetzt werden sie mich vielleicht auch aufschneiden und flicken müssen — wenn's überhaupt noch geht oder dafür steht", fügt er ingrimmig hinzu.

Der Marhofer rückt einen Stuhl ans Lager. „Alter Schwede, nun hast also auch du deinen Deuter bekommen und nichts mehr vor mir voraus. Wir müssen uns eben hineinfinden, daß wir alt werden."

Das rotbraune Gesicht in den weißen Kissen verzieht sich bärbeißig. „Alt hin, alt her! Aber daß es sich so heimlich anschleicht und einen dann lang quält, eh' man abfahren kann, das ist das verflucht Gemeine in der fürsorglichen Weltordnung. Hin sein, gut! Aber unheilbar hinsiechen und sich nicht wehren und helfen können, ist die scheußlichste Grausamkeit auf dieser besten aller Welten!"

„Fang dir keine Grillen", beschwichtigt der Freund. „In ein paar Tagen bist du wieder auf dem Damm."

Dr. Kruſt macht eine wegwerfende Gebärde. „Laß das! Nichtssagender Allerweltstrost ist zwischen uns überflüssig. Ich weiß, was ich weiß! Zu machen ist da nichts mehr. Jawohl, Lude, in ein paar Tagen, vielleicht schon morgen, werde ich wieder außer Bett sein, nicht, weil ich „genesen" bin, sondern weil ich den schäbigen Lebensrest, der noch vor mir liegt, ausnützen will, so gut oder schlecht es eben geht. Die erlösende Spritze bleibt mir zum Schluß ja doch."

Das klingt trocken und gleichgültig. Der Marhofer antwortet nichts. Was hätte er auch sagen sollen? Wieder einer, der nicht hinkümmern, sich nicht mit Pülverchen, Krankenkost und ängstlicher Schonung ein paar kümmerliche Monde oder Jahre herausschinden will. Er, der eiserne Lude, hält es ja selbst nicht anders.

„Mühlbrunnen werde ich dir nicht vorsetzen", sagt Dr. Kruſt und läutet seiner Wirtschafterin. „Eine Flasche Nußberger und saure Forellen, Sabine!"

„Aber Herr Doktor!" mahnt sie mit leisem Vorwurf.

„Kindermilch und Grießpapp, hä? Das werden Sie bei mir nicht erleben, Sabine!"

„Und doch sollt' ich Ihnen gerade das auftischen, denn was Sie tun, ist kindisch", antwortet sie sanft und mutig.

„Jawohl, Herr Doktor! Es handelt sich ja nur um eine gewisse Zeit!"

„La, la!" unterbricht er sie bissig. „Die gewisse Zeit bis zum ungewissen, aber sicheren Ende! — Wüßte ich, daß es etwas nützt, würde ich mich darauf einlassen! Aber so! Ich bin doch selber vom Bau und kenn' das! — Also nicht wahr, Sabine, zwei Gläser! Ich mag nicht aus der Flasche trinken." Nun fügt sie sich schweigend.

Der Wein glänzt im Glas. „Wir sollten auf die alten Wikinger anstoßen", sagt Dr. Kruſt. „Diese verwegenen Seeräuber und Eroberer haben sich, wenn sie alt wurden, selbst die Adern aufgeschnitten, weil die unblutig an Altersschwäche gestorbenen Helden nicht nach Walhall zu den schönen Walküren reiten durften, und das ist ein sehr vernünftiger Gedanke, denn was hätten die reisigen Jungfrauen mit den Mummelgreisen anfangen sollen? — Heute freilich würde solch ein Selbstmörder mit dem Rettungswagen ins Krankenhaus gebracht, wider seinen Willen geheilt und im Namen der Menschlichkeit verurteilt werden. Auch ein vernünftiger Gedanke. Auf ein rasches Ende, Freund!" Und er stimmt gar fröhlich an: „Klingklang, stoßt an und singt! Morgen vielleicht erklingt Sterbegeläut!"

Die Gläser klingen, und der Marhofer sagt: „Recht hast du! Der Tropfen ist gut, und die Stimmung ist gut, und das Leben ist eine höllisch närrische Angelegenheit, die man nicht wichtiger nehmen darf, als sie ist. Die Jungen brauchen Platz, gut! So machen wir Platz, wenn es einmal mit uns soweit ist!"

Plötzlich strafft er sich auf. „Doch das ist ja alles leeres Gerede! Zugegeben, wir sind alte Kracher geworden. Aber neben uns wächst frisch und üppig wie das Wiesengras, das unter der Sense fallen muß und alljährlich trutzig wieder sprießt, eine neue Jugend auf, genau so hoffnungsselig, leidenschaftlich, töricht, begeistert, ihren Leitsternen folgend, nach Kränzen jagend und zugleich dem Wunder des Nurleben-Dürfens mit seinen irdischen Freuden hingegeben

wie einst auch wir. Und dies ist das Beglückende, das uns im Alter wie ein Herdfeuer wärmen kann: Wir dürfen uns mitfreuen, daß andere neben uns leben, in Wonne schwimmen, den Himmel offen und voller Geigen sehen, und wir wissen, daß, gleich wie in jedem Frühjahr die Flur sich verjüngt, so auch Menschenalter um Menschenalter der Acker unseres Volkes sich neu begrünt und neue Ernten zeitigen wird."

„Du bist ein unverbesserlicher Idealist", erwidert Dr. Krust. „Aber wenn irgendwo, so ließe sich vielleicht darin der Sinn des sinnlosen Lebens erkennen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Astrologe.

Von Heinz Scharpf.

Es gibt Leute, die sich durch die Astrologie den Schlaf rauben lassen. Ein schlechtes Horoskop ist kein sanftes Ruhekissen. Jedoch auch bei einer ungünstigen Geburtskonstellation soll man nicht gleich die Flinte ins Korn werfen. Dies beweist die Geschichte des persischen Herrschers Zamir Khan, der im 15. Jahrhundert lebte und beinahe ein Opfer seines Sterndeuters wurde.

Zamir Khan befragte seinen Hofastrologen: „Wann wird mein Leben zu Ende gehen? Sage es ohne Scheu, wie es die Planeten verkünden, damit ich rechtzeitig meinen Nachfolger bestimmen kann."

Der Astrologe war so blind seiner Wissenschaft ergeben, daß er nicht sah, welches Unheil er mit seiner Antwort im Nu heraufbeschwor.

„Erhabener", sprach er, „ich sehe deine Lebenssonne im elften Felde wehrlos den Gegnern ausgeliefert. Der Übergang vom Tierkreiszeichen Fische zum Widder ist besonders bedroht durch den Planeten Neptun, welcher Übeltäter noch quadratisch unterstützt wird vom Genossen Saturn, so daß dein Tod, edler Herr, im elften Felde noch in diesem Jahre zu erwarten ist."

Zamir Khan erschrak, aber er wagte an den Worten seines Hofastrologen nicht zu zweifeln. Damals unterwarf sich eben alles blindlings den Gesetzen der astrologischen Linien, wie man sich heutzutage z. B. blindlings dem Gesetz der schlanken Frauenlinie unterwirft.

Da nun der arme Herrscher nur mehr ein Jahr zu leben hatte, wollte er seine Tage nützen und mit Musik, Tanz und Tafelfreuden ausfüllen. Tore und Türen seines weiten Palastes sollten der überschäumenden Lebenslust geöffnet werden. Aber die Musik gellte ihm wie die Posaunen des jüngsten Gerichts in den Ohren, unter den heißen Leibern der schönen Tänzerinnen verspürte er die kalten Gerippe, und die süßesten Speisen schmeckten seinem Gaumen schal und bitter. Der nahe Termin seiner Abberufung in das Reich der Schatten lähmte ihn derart, daß er gebrochen dahinsiechte und es bald so aussah, als ob er schon vor dem Eintritt in das schicksalhafte elfte Feld das Zeitliche segnen sollte. Ja, er überlegte, ob er nicht Hand an sich anlegen sollte, um seine Qual abzukürzen. Seine Umgebung sah mit größtem Schmerz den Verfall des geliebten Herrschers, doch konnte ihm niemand helfen.

Da erschien eines Tages ein Mann bei Hofe, ein Ketzer sondergleichen, der nur an sich glaubte und im schönsten Sternschnuppenregen weder an eine Liebste dachte, noch sich etwas Besonderes wünschte. Er rechnete nur mit der Gunst des Augenblicks, ohne dazu eine Planetentafel zu verwenden. Der erbot sich, den siechen Herrscher zu heilen und ihn wieder auf die Beine zu bringen. Er ließ durch den obersten Zeremonienmeister den Hofastrologen zu den Stufen des Thrones rufen und ihn befragen: „Sage uns, du unfehlbarer Sterndeuter Seiner Majestät des Herrschers aller Herrscher, wie lange wirst du noch leben, damit wir rechtzeitig einen würdigen Nachfolger für dich bestimmen können."

Der Gefragte erschrak, denn er fürchtete für sein einträgliches Amt, also beeilte er sich zu versichern: „O, ich habe gute Sonnenhelfer auf meiner Lebensbahn. Ich werde noch viele Jahre leben, wenn ich sie auch in Trauer um meinen geliebten Herrn verbringen muß."

> Wer von der Vorsehung ausersehen ist, die Seele eines Volkes der Mitwelt zu enthüllen, sie in Tönen klingen oder in Steinen sprechen zu lassen, der leidet unter der Gewalt des allmächtigen, ihn beherrschenden Zwanges, der wird seine Sprache reden, auch wenn die Mitwelt ihn nicht versteht oder verstehen will, wird lieber jede Not auf sich nehmen, als auch nur einmal dem Stern untreu zu werden, der ihn innerlich leitet.
>
> Adolf Hitler
> in der Rede auf dem Reichsparteitag 1933.

Flugs zog der Ketzer sein Schwert und schlug ihm vor versammeltem Hof das Haupt ab.

Zamir Khan geruhte darob zwar in Ohnmacht zu fallen, aber dann erholte er sich rasch und lebte ob des gelungenen Streiches noch lange in Freuden und Gesundheit.

Unter seiner weiteren weisen Regierung blieb jedoch das Amt eines Hofastrologen unbesetzt.

Will Vesper:

Das gelbe Koller.

In seinem Buch „Geschichten von Liebe, Traum und Tod", das im Albert-Langen/Georg-Müller-Verlag in München erschienen ist, hat Will Vesper die ganze Fülle der ernsten und heiteren, besinnlichen und komischen Erzählungen seines reichen Schaffens vereinigt. Dieser Gesamtausgabe seiner Novellen wurde der folgende Beitrag entnommen.

Es war im Herbst des vergangenen Jahres. Ich wurde durch irgendwelche Umstände in der Stadt Braunschweig festgehalten. Es ist eine hübsche Stadt, und man kann sie gern ein paar Tage anschauen. Aber es regnete damals, und ich schlenderte ein wenig verdrossen durch die Gäßchen und betrachtete die bunten Häuser und die alten Torbogen. Zuletzt führten Zufall und ein wenig Langeweile mich in das Landesmuseum.

Ich sehe solche Schädelstätten und Friedhöfe des Geistes und der Geschichte nicht eben gerne. Aber hier war manches Lustige zu betrachten, eine bunte Trödelbude der Vergangenheit. Das Innere ganzer Bauernhäuser aus der Zeit, als dort noch Überlieferung und gutes Handwerk herrschten, Spinnräder in gewaltigen Formen, wie für Riesinnen, und zarte, zierliche, wie für Elfentöchter. Tausenderlei Kram. Kostbare Webereien und Spitzen, wie von kunstreichen Spinnen gewebt. Da hingen die Wappen ausgestorbener Geschlechter, die seidenen Tapeten aus ihren längst vergangenen Schlössern. Da hingen Schriftstücke, Noten und vergilbte Locken irgendeines halbbekannten Musikers, dicht neben Folterwerkzeugen und Henkerbeil und dem Bildnis eines rührend und fremd herblickenden Mädchens, das man einst als letzte Hexe verbrannt hatte. Da waren ganze Säle angefüllt mit Waffen, Äxten, Keulen und Morgensternen, starrten von Schwertern und Lanzenspitzen. Große, ungefüge, alte Kanonen und kleine, flinke Maschinengewehre aus dem letzten Krieg standen hier, harmlos und unschuldig geworden, zwischen hohen Wachspuppen, die in den Uniformen alter stolzer Regimenter des Landes Braunschweig die Vergänglichkeit alles Irdischen greulich bloßstellten.

Ich ließ über diese Rumpelkammer des Todes, diese Maskerade einstigen Lebens, die er als wertlos bei seinem großen Raubzug zurückgelassen, meine Blicke eilig und gequält hingehen. Da blieben sie auf einem langen, gelben Gewand hängen, das gespenstisch leuchtend unter einem

großen Glaskasten für sich hing, aufrecht und von innen wohl mit Holzstangen zu einer Ähnlichkeit mit Lebendigem gestützt.

Ich trat näher und sah ein gelbes Koller, lichtgelb in der Naturfarbe des Leders, anzuschauen wie hellgoldener Samt. Es war ganz einfach zugeschnitten, nur oben am Hals und an den Knopflöchern mit frischem Rot benäht; unten lief es in Fetzen aus, nicht zerrissen von der Zeit, sondern man hatte dort die Haut des Tieres gelassen, wie sie gewesen war. Mir lief, unerklärlich und befremdend, ein Frösteln den Rücken hinab vor diesem gelben Ding, und ich strich mit der Hand über den Kopf, einen Druck zu verscheuchen. An dem Gewand hing, wie es in den Museen üblich ist, ein kleiner Zettel: „Koller des tollen Christian. Elenshaut."

Ich verließ das Museum und erfreute mich der frischen Luft. Kleine Kinder ließen Papierschiffchen auf den Rinnsalen der Gosse segeln. Ich sah ihnen lange zu und erlebte Sturm und Meeresstille, Landen und Scheitern, Untergang und stolze Heimkehr, heiter über allem lächelnd, wie ein Gott über dem Spiel der Menschen lächeln mag. Ich verbrachte den Abend mit Freunden und einer schönen Frau. — O du Geliebte, ewige Geliebte meines Herzens! Ich gedachte des Museums nicht mehr und ruhte in den Armen der Liebe und des lebendigsten Lebens. Noch im Entschlummern umfing mein Auge den schönen Kopf auf dem nachbarlichen Kissen.

Ich weiß nicht, wie lange ich leichten Herzens so geschlafen hatte, da stand plötzlich im Traum, aber greifbar und nahe, das gelbe Koller des tollen Christian vor mir, leuchtend in einer großen Dunkelheit und im Widerschein flackernden Lichtes, aber nicht leer, nicht in einem Glaskasten und von Holzstäben gestützt. Über dem Koller sah ich in ein Gesicht, zornige weiße Augen, schwarzen Bart und einen höhnisch verzogenen Mund mit weißen Zähnen. Ein breiter Hut über der Stirne, und eine große, weiße Straußenfeder fiel seitwärts über die Krempe. Ohne Zweifel, der tolle Christian stand vor mir. Ich wußte es gleich, obgleich ich nie ein Bild von ihm gesehen. Ich weiß nicht, ob es dergleichen gibt. Er hat sich auf dauerhaftere Weise in das Gedächtnis der Menschen eingeschrieben.

Frech und spöttisch blickte er auf mich. Und jetzt sah ich, er war nicht allein, und blitzartig geschah all das Folgende. Eine Rotte Soldaten, alle in der Tracht jener Zeit, grell beleuchtet von flackerndem Licht, brach aus der Finsternis, tobend, mannigfach bewegt und beschäftigt und jetzt gegen mich herblickend, flammengerötet alle Gesichter; denn hinter mir brannte ein Haus, mein Haus! Ich fühlte die Glut im Rücken, das Entsetzen in der Seele, Krachen der Flammen. Ein Toter lag quer vor mir am Boden, Schatten und unkenntlich. Aber nicht dies alles berührte mich, sondern dort links vor mir und halb zwischen mir und dem gelben Koller hielten zwei Burschen ein Weib. O alle Heiligen! Das ist dein Gesicht, die großen dunklen Lider deiner Augen und das dunkle flatternde Haar, wild von der Nacht, und die schöne Biegung deines Nackens, hervorgerissen aus dem nächtlichen leichten Gewand, zitternd zusammengekrallt über deinen Brüsten. Und der im gelben Koller läßt die Blicke gehen von dir zu mir, ein Zucken seines Auges, und ich weiß, was geschieht, geschehen soll. Ein Schrei aus deinem Munde: „Hilfe! Liebster!" Da entreiß' ich, rasch mich bückend, dem Toten vor mir das Schwert, neben ihm hingesunken, und sehe das Blitzen der Klinge im roten Licht und fühle den Stoß meiner Hand, der die Schneide gegen deine Brust und in dein Herz, o Geliebte! mitten in dein Herz führt. Dein Blick sucht mich, dankbar, schmerzvoll, überfließend von Liebe, sucht mich und bricht — lächelnd wie im Augenblick der höchsten Lust. Ein Schrei aus wütenden Kehlen zugleich und das Schwert des Gelben über mir und quer über meinem entblößten Schädel, Blut über meinen vorgestreckten Händen. Mit einem weiten Satz noch springe ich den Gelben an, nach seiner Kehle fassend, aber ermattend im Sprung, schlag' ich nur noch mit der ausgebreiteten blutigen Hand gegen sein Knie und enttaumle über die Erde in die Nacht . . .

— Ich fahre auf in meinem Bette. Ein gelber Strich noch vor meinen Augen und ein Stich quer durch die Stirn. Mein Herz, bedrängt, schlägt Sturm, und ein angstvolles Stöhnen bricht mir die Zähne auf. Da tastet sanft von drüben deine Hand.

„Was ist dir?" sagst du.

„Ich hatte einen schlimmen Traum", sage ich. Da kommt dein Mund durch die Finsternis und deine Hand legt sich über mein Herz. Ströme des Friedens strahlen von ihr, und sanft sinke ich zurück in ein mildes Licht — und erwache am Morgen, blicke auf und sehe dich neben mir hockend, die Arme um deine Knie geschlungen, in deinem weißen Hemd, mich prüfend betrachtend.

„Lange schon", sagtest du, „habe ich dich angeschaut. Du schläfst wie ein Kind und siehst aus im Schlaf wie ein Knabe und hältst so still unter meinen Augen. Ich darf mich satt sehen. — Ach, Liebster, warum lieb' ich dich so?"

„Komm", sagte ich und legte die zarte Gestalt in meinen Arm und beugte mich über sie, „ich will dir einen Traum erzählen.

„Ich muß dieses Koller sehen", sagte die Freundin, als wir aufgestanden waren. „Wir wollen sogleich hingehen."

Wir gingen durch die morgendlichen Straßen. Die Sonne schien wieder, und es hatte aufgehört, zu regnen. Eine Amsel sang von der Kante des Daches aus, mitten in der Stadt. Wir gingen in das Museum und hatten Mühe, in so früher Stunde eingelassen zu werden. Man hat alte Kirchenfenster in seine Mauern gesetzt. Ich hatte sie gestern gar nicht bemerkt. Aber heute schien die Sonne hindurch und warf bunte Lichter über den Boden und die trüben Reste und Reliquien.

Wir eilten sogleich in den Waffensaal und sahen das gelbe Koller in seinem Kasten, traten heran, und die Freundin beugte sich weit vor, einen Augenblick spähend. Dann stieß sie einen Schrei aus, erbleichte wie eine Tote und sank mir mit gelösten Gliedern in die Arme, ihr Gesicht an meinem Halse verbergend, aber noch deutete ihre Hand abwehrend und mit gespreizten Fingern gegen das Koller. Jetzt beugte auch ich mich näher heran, die Geliebte stützend, und sah unten, dort, wo das Koller über dem Knie gelegen, denn es ging so weit hinunter, sah deutlich und schwarz abgezeichnet, schwarz wie altes Blut zu werden pflegt, den Abdruck einer ausgebreiteten Hand, fünf Finger, wie ich sie im Fallen blutig gegen das Koller geschlagen hatte. Erschüttert führte ich die Freundin beiseite.

„O Geliebte", sagte ich, „es gibt keinen Tod. Er ist nur ein Schatten, der vorübergeht. Immer wieder finden sich die Liebenden, auf dieser Erde oder irgendwo anders."

„Ich wußte es", sagte sie, „ich wußte es ja immer, daß ich dich lange kannte, länger als diese kurzen Jahre, die wir nun vereint sind."

„Liebende", sagte ich, „sind immer vereint, und dies eben ist die Liebe, daß sie Raum und Zeit und ihren Knecht, den Tod, auflöst und für nichts achtet."

Wir traten noch einmal vor das gelbe Kleid und betrachteten es lange und das dunkle Zeichen.

„Dies ist e i n Schicksal", sagte ich, „wie viele mögen, uns nicht sichtbar, noch hier aufgezeichnet sein. Denn es vergeht nichts, und über alles wird Buch geführt, und immer ist Gerichtstag."

Die Macht der Gewohnheit.



„Verzeihung, Herr, jetzt sind wir aber aus dem Zug ausgestiegen!"

Hauptschriftleiter: Gotthold Starke (von den Polen verschleppt)
Chef vom Dienst: Marian Hepke-Bromberg
Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Johannes Kruse-Bromberg
Druck und Verlag: A. Dittmann, Bromberg